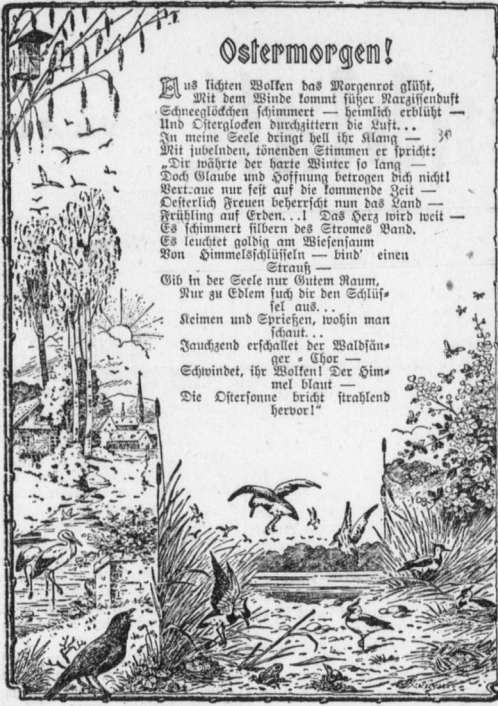


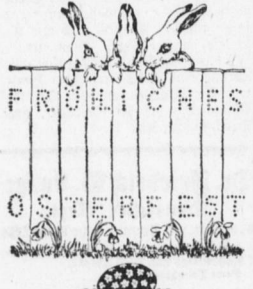
Ostermorgen!

Aus tiefen Wollen das Morgenrot glüht,
Mit dem Winde kommt süßer Morgenhauch
Schneegebirge schimmert — heimlich erblüht —
Nach Osterluden durchströmen die Luft...
Du meine Seele bringst hell die Nacht —
Mit jubelnden, ionenden Stimmen er spricht:
Die Wälder der harten Winter so lang —
Doch Glaube und Hoffnung betrogen dich nicht!
Bist du nur fest auf die kommende Zeit —
Süßlich freuen beherst du das Land —
Freudig auf Erden... Das Herz wird weit —
Es schimmert golden am Bienenlaum
Von Himmelsblüthen — bind' einen
Strauß —
Gib in der Seele nur Gütern Raum,
Nur zu Edlen such die den Schlüssel
Sich selb...
Reimen und Epigrammen, wohin man
Nachtigebird erhascht der Waldfänger
— Chor —
Schwindet, ihr Wollen! Der Himmels
blau —
Die Osterlode leucht strahlend
herauf!



Die Osterliebesgabe. Von Georg Persich.

Weihnachtsabend hatte er im heftigsten Schrapnellfeuer gelegen. Und in der Nacht vom ersten zum zweiten Weihnachtsfesttage war er auf einem Patrouillengange angekommen worden. Doch er hatte nach dem Verband noch die Liebesgabe in Empfang nehmen können, die man für ihn aufbewahrt hatte.
Ein geräuschliches nicht mit Winkeln, sondern mit einem blauen Bänderchen verschmücktes Paket.
„Ich dachte, das würde was für Sie sein!“ sagte der Hauptmann lächelnd. „Es war unter den vielen Spenden die kleinste, aber es machte einen so netten Eindruck. Und ich weiß, Sie sehen mehr auf die Güte, als auf die Menge.“



Zwei Tafeln Schokolade, zwei Eud wohlriechende Seife, ein Halsstücklein, eine Schachtel Zigaretten und ein Buch Goldschmittsprüche!
Er hatte diese schönen Dinge finzend betrachtet. Wenn man ihm das vor einem Jahre zu Weihnachten geschenkt hätte, als er noch der potentielle der patenten jungen Rechtskonsulten am Landgericht war, der von allem träumte, nur nicht von triegerischen Heidentaten. Die Zigaretten, obwohl nicht seine Marke, hätte er zur Not gelten lassen, zu dem übrigen aber gehöhnt. Besonders zu den

warum ein Professor am Zoologischen Museum rauchen Kriegern nichts anderes ins Feld zu schicken wählte als Milchschokolade, Seife, die nach Hildebrandt, ein Stücklein, zart wie Spinne, und lyrische Gedichte von Wolfram von Eschenbach bis auf die Gegenwart.

Aber die Wistentarte lag nicht. Und als er sich als Bischofswedel der Akademie für die lebenswürdige Weihnachtsfeier aus der Heimat bedankt hatte, war nach einiger Zeit von dem Professor wieder ein Lebenszeichen gekommen, diesmal in Gestalt einer Kiste Zigaretten. Die Zigaretten hatten keine große Kennerschaft verraten, die Zigaretten waren ausgezeichnet. Sie schmeckten noch, als sie im Unterhand, dessen Dede bei Regen und Tauwetter nicht ordentlich dicht hielt, feucht geworden waren. Die letzte hatte er nach dem Gesicht gerichtet, bei dem ihm zur Überraschung eine Kugel in den linken Arm gefahren war. Ein Glück, daß der rechte, der zu Weihnachten den Anfang gemacht hatte, bereits wieder seine volle Schuldigkeit tat. Aber der Doktor wollte doch, daß er bis auf weiteres den Schilbengraben mit dem Stappenzigaretten verkaufte.
In der Nähe des Lazarets befand sich ein Wäldchen, das ihm aus blutroten Herbstblättern in nicht eben angenehmer Erinnerung geblieben war. Da hatten oben in den Baumkronen die feindlichen Scharfschützen gesessen und heimlich ihre Opfer aufs Korn genommen, bis die Munition erschossen war oder man die Kette entdeckt und heruntergeknallt hatte.
Dahin waren die Bäume dicht belaubt gewesen, nun warf die Frühlingssonne ihre Goldfäden durch kahles Gezweige. An den Wegen, die er mit anderen Leichtverwundeten abschnitt, wühlten sich hier und dort Hügel mit schlachten Kreuzen.
Und an den Wegen fand man ein neues Tages aus den ersten blauen Weissen. Kam es daher, daß er in ben

Aber der Professor der Zoologie und der Inhalt seines Liebesgabenpakets waren scheinbar auch etwas Ungereimtes und trotzdem ein Festum.

Der brave alte Herr sollte einen Ostergruß haben und in den Feldpostbrief wollte er ein paar Weissen einlegen. Ihre poetische Gabe von Weihnachtsfeier, an der ich mich dauernd bereichere, erlaube ich mir zum Osterfest mit einer gleichartigen zu erwidern — Weissen aus Feindesland, die sich auch durch die Schrecken des Krieges nicht abhalten lassen, ihre wohlgefällige Bestimmung zu erfüllen: den Menschen Glück und Freude zu verkünden.“

Ja, so ungefähr. Und er schrieb und fügte die Weissen hinzu, und der Feldpost mühten mit dem Frühlingserwachen gleichfalls die Kräfte gemessen sein.

Nach hatte der erzene Mund der Gloden nicht den Ostergruß erhalten lassen, der über den Donner der Kanonen hinweg und hinweg über Tod und Vernichtung sein Aufsehen! Aufsehen! jubeln sollte, da hielt der Bischofswedel der Reserve, Rechtskonsult im Zivilverhältnis, schon die Antwort auf seinen Brief in der Hand. Er machte dazu gerade verdorrte Augen wie vorwärts zum Weihnachtsliebesgabe.

Für seine Osterweissen bedachte sich nicht der Herr Professor, sondern seine Jünglinge, wie sie sich einleitend vorstellte. Denn sie hätte das, wie der Vater meinte, schredlich unpraktische Weihnachtspaket mit noch anderen der Liebesgaben sammeltelle übergeben und den Vater nur mit der Verantwortung dafür belastet, indem sie seine Wistentarte beilegte.

Wie humorvoll sie diesen Tatbestand auseinandersetzt! Das mußte

Das Osterei als Liebesbote.

Das Osterei hat sich im Osterbrauch eine so hervorragende Stellung erworben, daß es zum Ausdruck der herzlichsten Gefühle benutzt wird. Der glückbringende Zauber, der ihm hauptsächlich anhaftet, tritt mehr zurück; die Stelle des Hüternetzes haben Eier aus Schokolade, Marzipan usw. eingenommen; ja, das Osterei wird zum Kunstwerk, indem es bunt bemalt und schön geschmückt wird. So wird es zum Zeugen der triegerischsten und der friedlichsten Dinge. Die Kriegsosterei, von denen das Märkische Museum in Berlin eine reiche Sammlung aus den Befreiungskriegen bewahrt, spiegeln in ihren Sprüchen und Bildern Heidenmuth und Waffenslang, Vaterlandsliebe, sowie Haß und Spott gegen den Feind wieder. Andererseits ist das Osterei in manchen Gegenden zum Liebesboten geworden, der als Offenbarer gerarterer und größerer Herzengereimtes zwischen Männlein und Weiblein hin und her wandert. Dieser Volksbrauch, dem ja überall durch allerlei anzügliche Verse gehuligt wird, hat seinen Ursprung im Böhmerwalde und in Tirol, wo er seit langem heimisch ist. Ludwig v. Hörmann, der in seinem „Lirer Volksleben“ der frommen und weltlichen, lehrreichen und komischen Sprüche auf Ostereiern Erwähnung tut, gibt uns einen ganzen kleinen Liebesroman in Ostereierform, den er sich von solch bäuerlichen Ostereiern abgeschrieben hat. In diesen Ostereierformen verbergt sich häufig die erste schüchternen Annäherung hinter zurückhaltender und allgemeiner Höflichkeit.

Etwas über den Wanderschmuck.

Den Familienbildern als Wanderschmuck wird in der folgenden sinnigen Plauderei das Wort geredet:

Wenn in landläufigen Romanen kleinliche oder atmofische Verhältnisse, die Umgebungen ergerbiger, rückfälliger und beschränkter Menschen geschildert werden sollen, so fehlen in der Beschreibung der Wohnräume neben den „geheilten weißen Wänden“ selten die in ikonischen Tönen aufgeführten Familienbilder an den Wänden. Es gilt heutzutage für abgemacht, die Bilder derjenigen Menschen, die uns am nächsten stehen oder doch den meisten Einfluß auf unser äußeres und inneres Leben und seine Entwicklung gehabt haben, unter Glas und Rahmen an die Wände unserer Zimmer zu hängen.

Da aber das Wörtchen „Schmücke dein Heim!“ für jeden, der ein Heim hat, eine Art von kategorischem Imperativ bildet, hängt man an Stelle der Familienporträts jetzt irgendein Genrebild oder eine Landschaft hin, eine Darstellung religiöser oder historischer Inhalts, bezieht sich mit Stoffdecorationen, Plakaten, Konjolen mit Nippes und dergleichen, verwendet künstliche Decorationen-Blumen und -Pflanzen, wohl gar japanischen oder orientalischen Land usw. Alle solche Dinge aber müssen, um in Wahrheit schön zu wirken, edel, resp. von bestem Material sein, sonst werden sie gar zu schnell unansehnlich und führen die Behaglichkeit der Räume, statt sie zu heben. Dasselbe gilt von den Gemälden; solche ohne künstlerischen Wert oder ohne besonderen tieferen Inhalt sieht man sich leicht über. Die modernen Künstlerzeichnungen, so schön sie an und für sich sind, lassen kalt, da sie etwas hart wirken, ja die ganze sogenannte „moderne“ Linie in der Innendecoration hat etwas Kaltes, Stiefes, wenig Anheimelndes.

Im allgemeinen halte ich es einen schönen Kopf, irgendeine klare, einfache, stimmungsvolle Landschaft aus irgendeiner Gegend, die dem Bewohner des Raumes nicht völlig unbekannt ist, die ihm also etwas zu sagen hat, für am meisten geeignet, die Wände unserer Behausung zu schmücken. Eine Landschaft wirkt nie störend, es sei in welcher Stimmung, in welchen Verhältnissen immer wir uns gerade befinden. Religiöse Bilder wirken beruhigend nur auf religiös gestimmte Gemüter, sind nicht jedermanns Sache; Stillleben wieder bilden eine rein äußerliche Decoration, die unserem Innenleben nichts zu bieten vermag. Schauen aber von den Wänden die Angesichter lieber Menschen auf uns nieder, so vermögen sie in trüben Stunden uns sogar eine Art Trost zu geben, in Stunden des Zweifels einen gewissen Einfluß auf unsere Entschlüsse auszuüben, in Stunden der Freude oder Hoffnung solche noch zu erhöhen, denn es ist uns dann, als wären unsere Freunde oder Angehörigen uns auch körperlich näher gerückt. Ein Wohn- oder Schlafzimmer ohne Familienbilder hat etwas Unwohnliches, Unpersönliches, Charakterloses. Auch im Arbeitszimmer dürften die Porträts von solchen Menschen, die dem Bewohner in geistiger Hinsicht näher stehen oder ihm beeinflussen — also auch solche von Künstlern, Gelehrten, hervorragenden Staatsmännern, großen Feldhern — einen passenden Platz finden.

Im Salon freilich kann das In-time fehlen. Hierher gehören solche Bilder, die rein schmuckhaften Charakter tragen; es kommt natürlich immer auf die Geschmacksrichtung des Eigners an, ob Genrebilder, historische oder religiöse oder Fruchtstücke und Stillleben. Eignert ein besonderes Speisezimmer, so würden letztere ausschließlich hierher gehören.

Jedenfalls ist die heutige Mode in ihrer Verbanung der Familienporträts ungerecht, ja herlos. Denn unsere Blutsverwandten sollen doch schließlich in allen Lebenslagen auch unsere natürlichsten, treuesten und zuverlässigsten, uneigennützigsten Freunde sein; haben die Pflicht, es zu sein, und wir die Pflicht, ihrer als solcher zu gedenken. Ins Album sehen wir vielbeschäftigten Menschen von heute nur allzu selten; grüßt uns aber ihr Bild schon bei der Rückkehr von unserer beruflichen Wirkungsstätte im eigenen Heim, so wird das Band, das uns an unsere natürlichsten Freunde knüpft, alljährlich erneuert und gestärkt. Und so könnte das „Familienbild“ als Wanderschmuck vielleicht auch ein Mittel werden zur Festigung des Familienlebens, das in unserer Zeit allzu sehr gelodert.

— Kinder und Kleinkinder. „Nehlgelb, komm, jetzt wollen wir verhaften spielen.“
Nehlgelb: „Verhaften?“
Kleinkinder: „Ja! Du bist nun festgenommen worden, und ich bin Schuttmann. Nun mußt Du alles abgeben, was Du bei Dir hast.“
Nehlgelb legt nach und nach seine Börse, sein Taschentuch, Schlüssel etc. auf den Stuhl.
Kleinkinder: „So! Ist das alles?“
Nehlgelb: „Ja, weiter gar nichts bei Dir?“
Kleinkinder: „Nein!“
Nehlgelb: „Na — vielleicht noch Schokolade?“

Ueberlein — umlein!

Nicht allen Menschen ist es durch die Verhältnisse vergönnt gewesen, eine sogenannte „gute Kinderstube“ mit auf den Lebensweg zu nehmen. Und wenn auch gute Manieren und richtiges Benehmen gewiß nur Neuberlichkeiten sind, nach denen der eigentliche Wert des Menschen nicht eingeschätzt werden dürfte, so bilden andererseits doch Verstöße gegen das, was die Gesellschaft nun mal als gang und gäbe festgelegt hat, ein nicht zu übersehendes Hindernis auf dem Lebens- und Berufswege. Gerade um diese Sylla zu vermeiden, geraten nun aber manche Leute in die Gefahr des Ueberlebens, und was besonders fei sein soll, wirkt dann unfein.

Da ist z. B. der Mann, der in der Benutzung des Taschentuches etwas derart Unästhetisches wittert, daß er, um es zu verbergen, sein Haupt tief unter die Tischfläche beugt, wenn ihn bei irgend einer Mahlzeit bittere Notwendigkeit zwingt, sich des Tischleins zu bedienen. Dadurch wird jedoch der Vorgesetzte keineswegs ästhetischer. Im Gegenteil, es steigen im Nachhinein trübe Ahnungen auf, ob besagtes Tischlein vielleicht nicht gerade im Zustande blütenreife Frucht sei und darum nur verhoffen gehandhabt werden könnte.

Anderer — besonders beim weiblichen Geschlecht kann man das beobachten — verwechselt gute Manieren mit Geziertheit. In gezwungener Kopfhaltung und Handhaltung, in möglichst künstlicher Stellung des Mundes beim Sprechen kommen sie sich besonders „damenhaft“ vor.

Ein häufig vorkommender unwillkürlicher Verstoß besteht auch in leitem Tuscheln in Gegenwart Dritter. Man will dies nicht mit feinen Bemerkungen belästigen und reinet deshalb seine Worte nur leise an den Nachbar, ohne zu bedenken, daß gerade dadurch im Unbeglückten der Verdacht entstehen kann: die reden etwas, was ich nicht hören soll, also wahrscheinlich etwas Schlechtes über mich. Um bei keinem Goff solch peinliches Gefühl aufkommen zu lassen, ist es also gute Sitte, in Gesellschaft nicht Privatgespräche mit leiser Stimme zu führen und jegliches Tuscheln und Wispern zu vermeiden.

Wie ist nun aber dem zu helfen, der sich all solchen scheinbar unwillkürlichen und doch wichtigen Verstößen gegenüber unfähig fühlt, und der eben aus dem Streben heraus, alles recht gut zu machen, über das Ziel hinausgeschießt? Da hilft nur fleißiges Beobachten der anderen, vorsichtiges Einschüpfen, also eine gewisse Anpassungsfähigkeit an Sitten und Gebräuche eben derjenigen Kreise, in die uns das Leben — vielleicht weitaus von Geburt und Geltung — hingestellt hat. Wie denn überhaupt vorsichtig sein und durch Beobachtung und Erfahrung lernen noch nie einem Menschen gelehrt hat.

Die Schürze.

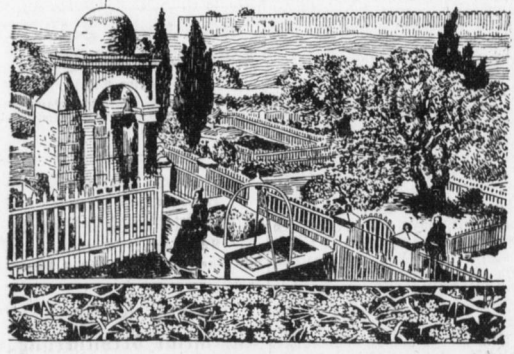
Die Schürze, die sich aus dem um die Hüften geschnittenen oder mit Bändern befestigten Tuch entwickelte, hat ihre Grundformen über ein halbes Jahrtausend bewahrt. Ursprünglich war sie, wie der seit dem 13. Jahrhundert bekannte Arbeitsschurz der Männer, für die Frauen ein Schenkleid, tritt zu Anfang des 16. Jahrhunderts als Arbeitsschurz für wohlhabende Bürgerfrauen auf, wie sie Dürer malte, dem wir auch Darstellungen der von 1464 bis 1540 gebräuchlichen „Doppelschürzen“ verdanken. In der Koloforett wandte sich die Kunst der Mode wiederum der „Fandelschürze“ zu, die damals gesellschaftsfähig wurde. Eine letzte Glanzzeit erlebte dies Trachtenstück in den Jahren von 1815 bis 1875, wo sie in Ungarn sogar als hofmäßig galt. Dann trat ihre Bedeutung als Schmuck gegen die ursprüngliche zurück, und die „Küchenschürze“ gewann an Boden.

Der männliche Schurz war stets vorwiegend Schenkleid und daher weniger der Mode unterworfen. Doch trugen die Mitglieder der einzelnen Berufsgruppen verschiedene besondere Formen aus Leber oder Leinwandstoff, und zuweilen gewinnt auch der Schurz die Bedeutung eines Hitzschutzes. Noch im 19. Jahrhundert trugen die Hamburger Schlichterfrauen weiße Schürzen mit einem zurückgekehrten Zipfel; bei Bergleuten gehört der Schurz mit zur Uniform und wird bei den unter der Erde arbeitenden Mannschaften aus dem Rücken, bei den übrigen vorn getragen. Nach alten Gesellenordnungen muß der Geselle, wo es das Handwerk betrifft, ein charakteristisches Stück an sich tragen, das seinen Stand kenntlich macht. Dazu gehört auch der Schurz. Hamburger Sappeure trugen früher ebenfalls als Uniformstück einen Schurz. Auch französische Pioniere waren ehemals damit ausgestattet.

— Darum auch. Mutter: Du kommst ja heute schon so früh aus der Schule! Ich hatte wohl eine Siegesfeier?
Frühchen: Etwas viel feineres, Mutter; in unsere Schule kommt auf mehrere Tage Einquartierung!



Rückgang am Ostermontag.



Der Garten von Geseffmane zur Zeitzeit.

Irishen Gedichten. Konnte er die doch nicht ausstehen.
Jetzt war er sogar ein wenig gerührt. Beim Zeug, es kam ja nicht auf die Gabe, sondern auf die Liebe an.
Kamte sich die freundschaftliche bekannte Geberin?
Zwischen Dedel und Tittelblatt des Gedichtbuchs lag eine Wistentarte.
Von Weihnachten bis Ostern hatte er sich den Kopf darüber zerbrochen,

stillen Stunden der Krankheit doch mitunter in dem Gedichtbuch geblättert hatte, daß ihn ihr Anblick so sonderbar stimmte so, wie es die Frühlingsschöne von sich schildern?
In der Heimat würde es jetzt auch lenzlich werden und würden die Märzweiden blühen.
Seit seinen Knabenjahren hatte er seine selbst gepflüht. Juristerei und Frühlingsschwärmererei — beinahe ein Reim und ließ sich dennoch nicht zusammenreimen.

Ja ein famosel Müdel sein!

Fast noch besser gefielen ihm aber die ersten Töne, die sie ansah. Daß sie zu Hause immer die Gedanken bei den Helden im Felde hätten, an allem teilzunehmen, was sie betrafte. Immer und immer!

Die deutschen Weissen, die sie ihm als Osterliebesgabe schickte, hatten noch einen schwachen Duft. Er sah sie an, lange. Nur eine kurze Weile konnte er sie nicht sehen.

Da war er nicht auf feindlicher Erde, sondern auf der fernem heimatischen, wo sie Ostern feiern wollten. Und seinen Blick triebte ein Himmelmenn.

Mit den Lippen berührte er die Blumen. Sorgfältig legte er sie dann in sein Notizbuch. Bald ging es wieder an die Front, zu neuen Kämpfen. Dorthin sollten sie ihn begleiten.

Blutige Ostern.

Wann frach—wesh eben solche Klänge! Doch Osterluden sind das nicht, und keine himmlischen Gesänge. Verklärte heur der Freiheit Licht, Verkümmert im Donner der Gesänge. Die armen Frauenweiden! Des Krieges milde Rammende Entzünden grauen Widerschein.

Und doch — der alte Ostergruß lebt auch im Schlagschall noch fort. Verheißend tönt aus dem Munde Das große Auferstehungswort. Auch eure Geäder, teure Töten, Sie öffnen sich zu ihrer Zeit, Und als des Friedens hehre Boten steigt ihr empor zur Herrlichkeit.

Dann werden die Weissen schweigen Und Glodentorn landeinwärts wehn. Das Wort und Eisen auferstehen. Os heur! auch die Wäffe schweben, O Mars, du mochtest rätselhaft Der Welt den Osterfrieden rauben, — Den Osterglauben nimmermehr!

Den Osterglauben nimmermehr! A. Genenneder.

